

HERTA FISCHER

*Das Geheimnis  
des seidenen Fadens*

Geschichten aus drei Erdteilen

KNABES JUGENDBÜCHEREI

Illustrationen und Umschlagentwurf  
von Hans Wiegandt

Für Leser von zehn Jahren an

HERTA FISCHER

*Das Geheimnis  
des seidenen Fadens*

Geschichten aus drei Erdteilen

KNABES JUGENDBÜCHEREI

## Der böse Geist des Fiebers

Am Rande der neuen Hauptstadt Lima, dort, wo die grünen Maisfelder wogten, stand Manas Hütte. Der braunhäutige Indianer saß auf dem Vorplatz am flackernden Holzfeuer und kaute Erdnüsse. Ihm gegenüber hockte Huascar, ein Urenkel aus dem alten Königsgeschlecht der Inkas, und starrte in die tanzenden Flammen. Die junge Maschi huschte lautlos auf nackten Sohlen durch den Abend. Sie reichte den Männern Bataten (süße Kartoffeln) und geröstete Bananen und zog sich dann hinter das Strauchwerk zurück.

»Bei den Weißen ist wieder einmal das Fieber ausgebrochen«, sagte Mana. Seine vorstehenden Backenknochen verrieten, wie die Zähne mahlten.

Huascars dunkle Augen blitzten auf. »Ich gönne es diesen Halunken! Es ist ja meine einzige Hoffnung, dass das Fieber sie eines Tages zermürbt und vernichtet. Oh, wie ich sie hasse!« Sein scharfes Profil mit der kühnen Adlernase und dem spitzen Kinn hob sich schwarz ab gegen den hellen Lichtschein des langsam verglimmenden Feuers. Mana nickte bedächtig. »Niemals dürfen sie von der Fieberrinde erfahren. Möge sie alle der böse Geist befallen, dass sie sich winden in Schmerzen und Qual und sterben wie die Fliegen unterm Faustschlag des Riesen.«

Eine Weile schwiegen beide, dann begann der Inka mit leiser, schwermütiger Stimme: »Friedlich lebte das Volk Perus

überall an der Küste, in den Wäldern und auf den Bergen. Droben im weiten Tal des Hochlandes erbaute es Cuzco, die Königsstadt. Aus mühsam herbeigeschafften Erdmassen schuf es riesige Terrassen. Von weither schleppte es Felsbrocken heran und errichtete aus den wuchtigen, sorgfältig behauenen Steinen mächtige Mauern. Hoch über der Stadt stand auf steilem Felsen die Feste, die nur durch einen schmalen Fußpfad zu erreichen war. In ihrem runden Turm verborgen, lagen die unermesslichsten Schätze der Inkas. Heilig war der Sonnentempel, zu dem der Weg zwischen blühenden Gartenterrassen emporführte. Figuren aus Gold und Silber säumten die Beete. Mit Goldplatten bedeckt waren die Wände der Tempelgebäude. Dort thronte inmitten der größten Halle der edelsteinglitzernde Sonnengott und fing die Strahlen der aufgehenden Sonne auf goldener Scheibe. Zwölf große silberne Gefäße enthielten das heilige Korn, das später zur Aussaat an das Volk verteilt wurde.«

Huascar schwieg. Maschi, stumm wie eine Schattengestalt, kam herbei, warf einen trockenen Ast auf die Glut und verschwand wieder in der Finsternis. Gelbe Flammen flackerten auf und fraßen sich knisternd ins dürre Holz.

»Und dann kamen die Spanier ...«, sagte Mana.

Der Inka hob den sinnenden Blick. »Ja, dann kamen die Spanier!« Seine Augen funkelten zornig, und seine Stimme bebte.

»Ihr Feldherr Pizarro drang mit seinen Kriegern in unser friedliches Land ein, er erschlug unsere Männer, vernichtete die Wohnstätten, tötete Frauen und Kinder. Gold wollte er haben, nur Gold, und dafür musste unser Volk bluten!«

Auch Manas Stimme klang erregt, als er den Freund unterbrach: »Deinen Urahn lockte er ins Lager, er wolle mit ihm ein Abkommen treffen. Der König ließ sich auf goldener Tragbahre vor die Spanier führen. Alle seine Feldherren begleiteten ihn, und viele tausend Krieger warteten vor dem Lager. Da trat ein fremder Priester auf ihn zu und verlangte, er solle auf das

Kreuz schwören. Als er sich stolz weigerte, ließ Pizarro ihn heimtückisch überfallen und gefangen nehmen. Mit Kanonen und Musketen ließ er auf unsere Krieger schießen. Mit Speißen und Schwertern hieb der Feind auf unsere nur mit Speeren bewaffneten Männer ein. Rot strömte das Blut übers Schlachtfeld. Wer sich nicht durch Flucht retten konnte, wurde hingemordet. Der König wollte sich freikaufen. Er bot Gold, viel Gold ..., ein ganzes Zimmer sollte er mit Gold füllen, verlangte der schwarzbärtige Spanier. – Aus Tempeln und Palästen schleppte das Volk der Inkas die Schätze herbei, um seinen König zu retten. Schmucksachen, Schalen, Figuren, Goldbarren ...«

»Der Verräter nahm das Gold hohnlachend, und dann verurteilte er meinen Urahn zum Tode und ließ ihn erdrosseln.« Huascars Empörung zitterte durch die Nacht. »Und die Räuber drangen weiter vor bis ins Innere des Landes. Sie kamen nach Cuzco. Sie plünderten und zerstörten die alte Königsstadt, und sie raubten unseren Sonnengott.«

»Ein gemeiner Spieler schleppte das goldene Heiligtum davon«, ergänzte Mana, »und er verlor es in einer Nacht beim Würfelspiel.«

Huascars Kopf sank tief herab. »Der geschändete Gott hat unser Volk verlassen.«

Wieder schwiegen die Männer und starrten in die Flammen, bis Manas zornige Stimme sich von Neuem erhob: »Unser Volk ist geschwächt, es kann sich nicht mehr gegen die Eindringlinge erheben. Sie haben uns zum Christentum gezwungen, als Sklaven müssen wir ihre Pflanzungen bestellen und in den Gold- und Silberminen arbeiten. Unzählige Männer und Frauen sind ihren Misshandlungen erlegen. Nur das Fieber könnte uns vielleicht noch helfen. Sie kennen das Mittel nicht, das allein fähig ist, die Macht des bösen Geistes zu brechen. Sie müssen daran sterben.«

Wie ein Schwur klang es durch die Nacht: »Nie soll der Feind erfahren, dass es Hilfe gibt, das Fieber zu bannen!«

Hinterm Strauchwerk hockte Maschi und lauschte zitternd den Worten der Männer. Wie laut ihr Herz schlug! Hörte



niemand das Pochen in der nächtlichen Stille? Das schwarze Haar fiel über die geduckten Schultern, und ab und zu schüttelte ein stummes Schluchzen den jungen Körper. »Verraten ..., ich habe mein Volk verraten«, stöhnte das Mädchen und versuchte, die wirren Gedanken zu ordnen. Aber was hätte sie denn tun sollen? Durfte sie den Mann sterben lassen, der ihr

das Leben rettete? Oh, wie sie sich quälte! Sie wand die schlanken Glieder und presste den braunen Leib an die Erde.

Vor Wochen war es gewesen, als das Mädchen durch den Wald ging. Auf einmal stand ein riesiger Bär vor ihr. Er fletschte die Zähne, und seine Tatzen drohten. Maschi war wie erstarrt, unfähig, ein Glied zu rühren. Gleich musste sich das Untier auf sie stürzen. Plötzlich ein Knall! Der Bär drehte sich zur Seite, riss den scharfzahnigen Rachen auf, tapste ein paar Schritte vorwärts ..., da, noch ein Knall! Das Tier bäumte sich auf und sank im nächsten Augenblick zusammen. Aus dem Buschwerk war dann ein Mann getreten, ein weißer Soldat. Er hielt ein Rohr in der Hand, aus dessen Mündung grauer Rauch qualmte. Lachend zeigte er ein schneeweißes Gebiss und brüstete sich: »Das war ein Schuss! Mitten ins Herz!« Er reichte Maschi die Hand und geleitete sie sicher zu ihrer Hütte zurück. Sein braunes Haar hing in lockigen Wellen über die helle Stirn, und seine dunklen Augen blitzten nicht weniger als die der indianischen Stammesgenossen. Und sie dankte ihm das Leben.

Von Zeit zu Zeit trafen sie sich des Abends unter den hohen Bananenstauden, und einmal schenkte er ihr ein buntes Tuch. Maschi versteckte es zwischen den Fellen ihres Lagers und holte es nur manchmal hervor, wenn sie allein war. Dann schlang sie es um die schmalen Hüften und spiegelte sich im Brunnen. Aber es kam der verhängnisvolle Tag, an dem er Botschaft schickte, er wäre krank und müsse sterben. Das böse Fieber hatte ihn gepackt. Da sandte sie ihm die Rinde des Fieberrindenbaumes und verriet das Geheimnis ihres Volkes, um Pedro, den Fremdling zu retten, der sie vorm Tode bewahrte.

Maschi krümmte sich lautlos schluchzend. Verrat! Aber hätte sie denn anders handeln können ... dürfen?

Die stille Nacht gab keine Antwort.

Im Palast des Vizekönigs liefen Bediente hin und her. Weiche Teppiche dämpften die hastigen Schritte. An den Wänden hin-



gen goldene Leuchter und trugen tropfende Kerzen, deren flackerndes Licht die weiten Hallen nur spärlich erleuchtete.

»Wie geht es der Gräfin?«, fragte ein buntbetrefter Diener flüsternd. »Schlecht!«, raunte die Kammerzofe zurück. »Wenn nicht bald Hilfe kommt, wird sie sterben.«

Schon seit Tagen lag die Gattin des Vizekönigs fiebernd im Bett. Die Krankheit, die schon viele der eingewanderten Weißen dahingerafft hatte, war nun auch im Palast eingekehrt. Zuerst hatte sie den Koch ergriffen, dann einen Küchenjungen, zuletzt wälzten sich mehr als ein Dutzend Männer und Frauen fieberzuckend im Schüttelfrost auf ihren Lagern.

»Warum schadet das Fieber den Rothäuten nicht?«, fragte der Vizekönig Graf Chinchona die Ärzte. »Wisst ihr kein Mittel, es zu bannen?«

Die gelehrten Männer versuchten es mit Aderlass und Salben, sie schüttelten die Köpfe und gestanden, nicht helfen zu können. »Der böse Geist ist in sie gefahren«, redeten sie sich heraus und zuckten mit den Achseln. Am liebsten hätte der Graf sie alle zusammen aus dem Haus gejagt. Wofür bezahlte er diese Nichtswisser, diese Prahlhänse, die nur wichtigton und große Rede führen konnten, aber versagten, wenn es galt, ein Leben zu retten? Sollte er nicht alle zusammen in den Kerker werfen lassen? Ach – davon würde die Gräfin auch nicht gesunden!

Anne de Chinchona lag stöhnend in ihren weißen Kissen. Auf der geröteten Stirn standen kalte Schweißtropfen. Wenn der Graf sah, wie sie sich quälte, krampfte sich ihm das Herz zusammen. Ach, wenn er ihr doch helfen könnte!

Da ließ er in der ganzen Stadt verkünden, wer die Gräfin heile, solle tausend Golddukaten erhalten. Flüsternd schlich die Dienerschaft durch die Räume. »So viel Geld! Wird sich einer melden? Wenn ich ein Mittel wüsste, das Gold könnte ich schon brauchen.« Die Ärzte strichen sich ihre langen Bärte, schüttelten die Köpfe und meinten hochfahrend: »Was wir

nicht wissen, weiß ein anderer erst recht nicht.« Und als sich eines Tages ein junger Soldat, Pedro genannt, im Palast meldete, hetzten sie und warnten den Grafen: »Der Kerl wird Ihre Gattin vergiften.«

Der Vizekönig jedoch ließ den Burschen in sein Zimmer kommen und fragte ihn, ob er sich ernstlich getraue, die Gräfin zu heilen.

Pedros dunkle Augen blitzten. »Mein Mittel ist gut.« Er zog ein Stück Baumrinde aus seiner Tasche. »Lassen Sie mich hieraus einen Aufguss bereiten, so wird Ihre Gattin bald wieder gesund und frisch sein wie je zuvor.«

Graf Chinchona betrachtete die Rinde mit misstrauischen Blicken.

»Bursche, wenn du mich belügst, wenn der Gräfin Leiden schlimmer wird von deiner Medizin ...«, seine Stimme drohte, »dann wirst du hängen.«

Der Soldat hob frei den Blick: »Ich fürchte mich nicht. Mein Heilmittel ist unfehlbar. Ich bekam es von einem Indianermädchen, als ich selbst erkrankt war.«

Des Grafen Augen zogen sich zu einem schmalen Spalt zusammen. »Gut! Versuche es! Aber du wirst jedes Mal von dem Aufguss mittrinken.«

Pedro schlug die Hacken zusammen.

»Verflixt nochmal«, dachte er, als er später unter Aufsicht eines Bedienten den Trank braute, »wie misstrauisch sind doch die hohen Herrschaften. Sie brauchen unsere Hilfe und stellen noch Bedingungen. Dafür verrate ich das Geheimnis der jungen Maschi, das sie nur mir gab, um mein Leben zu retten? Die Medizin schmeckt wirklich nicht wie Zucker. Ich sollte meiner Wege gehen. – Aber tausend Dukaten ...« Er seufzte. Mit einer Handbewegung wischte er alle Bedenken aus der Stirn: »Wenn ich die habe, fahre ich in meine spanische Heimat zurück. Dort wartet meine alte Mutter, und die Geschwister sind nun auch schon groß geworden. Wie sehne ich mich nach einem Wiedersehen!« So bereitete er den Aufguss für die Kranke.



Schon nach kurzer Zeit besserte sich deren Befinden, und sie genas. Der Vizekönig war voll Glück. Er lobte Pedro und belohnte ihn reich. Anne de Chinchona schenkte ihm einen goldenen Ring.


»Die Fieberrinde wächst überall im Land«, sagte die Gräfin zu ihrem Gatten, »lass Bäume fallen, ich will das Heilmittel nach Spanien schicken.«

Einige Wochen später stach ein Schiff in See. Im Laderaum standen Kisten, gefüllt mit Fieberrinde. An der Reling lehnte Pedro, der Soldat, und starrte mit sehnsüchtigen Augen in die blaue Ferne, der Heimat entgegen.

Zur selben Zeit wühlte Maschi, das Indianermädchen, ein buntes Tuch aus den Fellen ihres Lagers. Sie verließ die Hütte und schritt langsam zum Fluss. Dort zerriss sie den seidigen Stoff in viele winzige Fetzen. Maschi hob die Hand und ließ die Stücke fliegen. Einzelnen trug sie der Wind davon, ließ sie auf den blauen Wellen schaukeln, dann verschluckte sie das Wasser und nahm sie mit auf seine Reise zum Meer. Das

Mädchen stand stumm und schaute, wie sie langsam verschwanden. Dann wandte es sich und kehrte müde mit hängenden Schultern in die Hütte zurück.

Jahre vergingen, da nannte man die Rinde des Fieberbaumes nach der Gräfin Anne de Chinchona »Chinin«.



Vier alte  
Geschichten,  
vier fantastische  
Entdeckungen, die  
in die Welt hinausgetragen wur-  
den. Herta Fischers Erzählungen  
umspannen Kontinente: von Asien, über Süd-  
amerika bis nach Europa.

Wir begleiten drei Königssöhne auf der Suche nach dem  
Geheimnis des seidenen Fadens.

Wir bangen mit den Ureinwohnern  
Perus, die alles dransetzen, ihr Geheim-  
nis um die Fiebrerrinde vor den Spaniern  
zu verbergen.

Wir fiebern mit dem armen  
Arbeiter eines gierigen  
Tulpenzüchters.

Schafft er es, wertvolle Tulpenzwiebeln  
zu ergattern, um den Zwängen des bösen  
Züchters zu entkommen?

Wir staunen über die Gewitztheit eines  
Beamten, der auf königlichen Befehl  
die neuartige Kartoffelpflanze  
einbürgern soll - und das trotz  
des großen Misstrauens der  
einfachen Be-  
völkerung.